

Mein Freund Gottfried

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummens-Zeitung**

Band (Jahr): **13 (1919)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich Kämmerer. Kämmerer war ein Chemiker und wohnte in Ludwigsburg. Im Jahre 1833 bat er die Regierung um die Erlaubnis, Phosphorzündhölzchen herstellen zu dürfen. Die Herstellung wurde ihm aber bei strenger Strafe verboten, weil die Hölzchen ein sehr gefährliches Feuerungsmaterial seien. Kämmerer stellte sie nun im Geheimen her und verkaufte sie ins Ausland. Als die Behörde das entdeckte, wurde er schwer bestraft. Seine Werkstatt wurde zerstört. Sein Vermögen wurde eingezogen (= die Regierung nahm es weg). So blieben diese Zündhölzchen verboten bis zum Jahre 1839. Indessen wurden sie aber in England hergestellt und die Deutschen kauften sie nun den Engländern ab. Die Engländer verdienten nun ungeheure Summen und der Erfinder, der im Gefängnis in Ludwigsburg wahnsinnig geworden war, starb im Jahre 1857 eines elenden Todes.

75 Jahre lang hatte man also Phosphorzündhölzchen und nun seit 1907 sind sie wieder verboten, weil man jetzt viel bessere Zündhölzchen hat, die schwedischen Zündhölzchen.

Das Köpfchen der Zündhölzchen war nämlich aus Phosphor und Phosphor ist Gift. Vielsach wurde derselbe mißbraucht, es wurden Menschen damit vergiftet. Die Zündhölzchen waren aber auch gefährlich, weil man sie überall anreiben konnte. Hatte man zufällig ein Zündhölzchen verloren und trat darauf, so entzündete es sich, zu oft entstand dadurch ein Brand. Der brennende Schwefel verbreitete einen unangenehmen Geruch.

Die schwedischen Zündhölzchen, die nun überall angefertigt werden und sehr billig sind, haben diese Eigenschaften nicht. Sie sind nicht giftig und verbreiten keinen unangenehmen Geruch.

So wurde das Feuerzeug, das die Menschen brauchen, immer mehr verbessert. In vielen Wohnungen hat man bereits das elektrische Licht. Dieses Licht brennt, sobald man den Knopf dreht, man braucht also zum Anzünden kein Feuerzeug mehr. Auch manche Gaslampen haben über dem Zylinder einen Selbstzünder.

Griesinger



Mein Freund Gottfried. (Von G. r.)

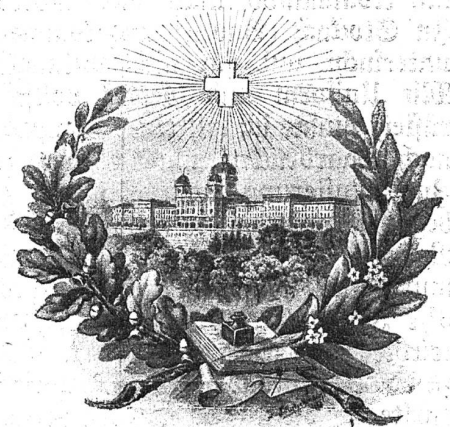
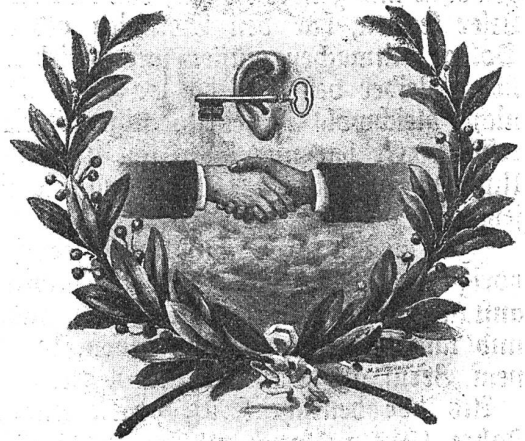
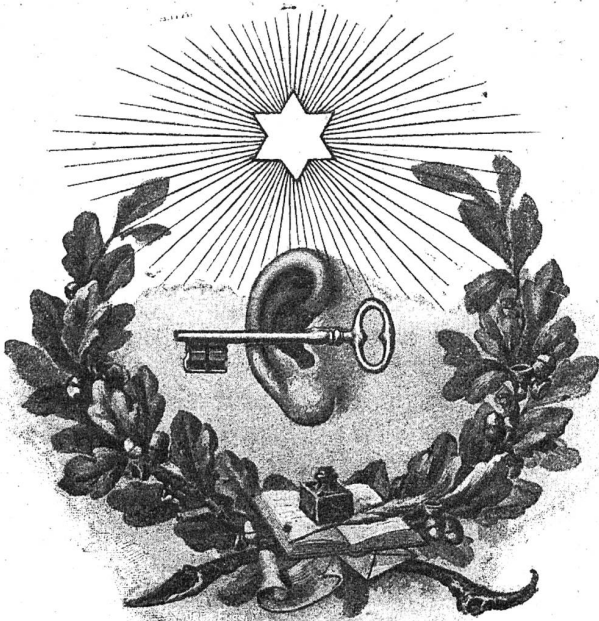
Es ist lange her. Als ich ihn das erste mal sah, sah er, seine Werkstattschürze um seine

Lenden geschnallt, mitten in vollem Schaffen seinem Meister gegenüber in der Eigenschaft als Vorarbeiter. Beim Verkehr bediente er sich hauptsächlich der Zeichensprache; denn er hatte eine schwere, ungelente Zunge. Aus dem etwas unschönen Gesicht mit den schwulstigen Lippen und der leicht geröteten Nase blickten zwei helle, fluge Augen, während die raschen Gangbewegungen und die Körperhaltung lebhaftes Temperament und Energie verrieten. Meister wie Vorarbeiter waren taubstumm, verstanden sich nichtsdestoweniger gegenseitig ausgezeichnet und es herrschte völlige Harmonie zwischen beiden. Da meine Anwesenheit Freude zu bereiten schien, kam ich hie und da wieder in ihre Mitte und wir unterhielten uns jedesmal vortrefflich; Gottfried, der Vorarbeiter, entpuppte sich bald als richtiger Schalk. Aber auch ein schöner Zug war ihm eigen: offen und ehrlich, wie er war, verabscheute er alle Unaufrichtigkeit und Falschheit und ging schlechtgünstigen Menschen geflissentlich aus dem Wege. Fragte man ihn nach seiner Wiege, so gestand er ohne alle Umschweife, daß er eine freudeloße Jugend hinter sich habe und seinen Vater nie gekannt hätte; seine Mutter sei noch am Leben und diene in einem Hotel als Köchin, jedoch träfen sie sich selten genug im Leben. Bald war mir klar, daß dieser junge Mann als unehelicher Sohn zur Welt gekommen war, und ich verstand nun manches viel besser. War es Mitgefühl oder war es Zuneigung, das mich für diesen Menschen einnahm — es entstand eine Art Freundschaft zwischen uns beiden, an der man seine helle Freude hätte haben können. An Sonntagnachmittagen oder -abenden sah man uns dann gewöhnlich bei irgend einem frohen Spiel in trautem Familienkreis. Fehlte einmal unser Gottfried, so konnte man hundert gegen eins wetten, daß er irgend wo bei einem Saß saß; denn darin war er Meister. Schon die Art und Weise, wie er es anstellte, ehe er eine Partie mitmachte, war interessant und verriet den Schläuling. Gewöhnlich setzte er sich als bloßer Zuschauer an irgend einen Wirtstisch und tat sich an einem Gläschen gütlich, bis er schließlich zu einem Saß aufgemuntert wurde. Die Ahnungslosen! Denn daß in diesem Taubstummen ein gar gewizigter Partner stecken könnte, glaubte wohl keiner. Gewöhnlich dauerte es denn auch nicht lange, bis den Mitspielenden klar wurde, wen sie vor sich hatten: ein Genie von Saßspieler! Und unser Gottfried verstand sich ganz vortrefflich auf diese Kunst,

so trefflich, daß manch einer ihn hernach geradezu fürchtete und höher einschätzte als vorher. Aber ein Gewohnheitspieler ist er trotzdem nie geworden. Und urchig, ganz derburchig konnte Gottfried gelegentlich auch werden, was folgender Vorfall zeigen mag. Saßen da einmal in einer Gartenwirtschaft bei fröhlichem Geplauder etliche Schicksalsgenossen einträchtig beisammen: alles ehrfame Erdenbürger, die sich ihr Auskommen bei redlicher Arbeit die Woche hindurch verdienten. Auch unser Gottfried befand sich unter ihnen, schlicht und recht, wie er immer war. Späterhin gefellte sich zu der Tafelrunde auch noch ein Außergewöhnlicher; denn er war angetan mit Frack und Zylinder. Poß Blik! dachte sich unser Gottfried, als er den noblen Herrn auf sie zuschreiten sah, der just neben ihm Platz nahm. Wer mag wohl der Fremde sein? Daß er ein Taubstummer sein konnte, sein mußte, erriet er alsbald. Dann ist er aber ein Baron oder gar ein Graf; denn ein Professor oder so was könnte er bei seinem Gebrechen doch wohl nicht sein! So ungefähr ging es Gottfried, dem Biedern, durchs Gehirn. Doch er brauchte nicht lange zu grübeln; denn bald erfuhr der G'wundrige, wer der vornehme Neuling war — ein Schneider! Ach so! machte Gottfried, und man konnte es seinem grundehrlichen Gesicht alsbald anmerken, daß der „vornehme Herr“ neben ihm um etliche Grade im Ansehen gesunken war. Während die andern, denen Herr Schneider offenbar nicht mehr Freund war, sich weiters um den Hinzugekommenen nicht sonderlich kümmerten, nahm unser Gottfried diesen insgeheim näher ins Auge. Und er hatte scharfe Augen, unser Gottfried nämlich; denn ihm entging nicht, daß der noble Herr von Schneider zwar eine recht auffällige Uhrkette hatte, die frei von der Westentasche herabhäng, so daß sie bei jeder Bewegung ihres Besitzers glitzerte und funkelte, daß aber die Merkmale von dem Vorhandensein einer Uhr, also der Hauptsache, gänzlich fehlten. Denn wer eine Uhr in der Tasche trägt, sieht auch bisweilen nach, um sich zu vergewissern, welche Zeit es ist; zudem hinterläßt die Uhr in der Westentasche eine mehr oder weniger starke Wölbung, je nach ihrer Größe und Dicke. Von alledem aber konnte der findige Gottfried, der sich zweifellos zu einem Detektiv erster Güte vortrefflich geeignet haben würde, nichts, rein nichts wahrnehmen. Einen Augenblick sann Gottfried nach, aber auch nur einen Augen-

blick. Dann griff er nach seiner Uhr, frug die andern nach der Zeit, scheinbar um zu sehen, ob seine Uhr stimme. Wohl alle griffen wie mechanisch in ihre Westentaschen, nicht aber der hoch noble Herr neben ihm. Dies hatte der findige Gottfried auch ganz richtig gedacht. Blötzlich, ehe der etwas Erschrockene sich's versah, hatte Gottfried nach dessen Uhranhängsel, eben nach der glitzernden Uhrkette gegriffen, die er anscheinend bewunderte, dann machte er einen etwas derben Ruck und nun stellte sich zum größten Gaudium aller Anwesenden heraus, daß die schöne, vielsagende Uhrkette — angenäht war! Ein richtiger Schneider, was! dachten alle. Der noble Herr aber fand es für das Klügste, ebenso rasch wie er gekommen, wieder von der Bildfläche zu verschwinden und mit ihm sein Zylinder! Ja, ja: Hochmut kommt vor dem Fall! —

Eines Tages nun — Gottfrieds Mutter war inzwischen schon gestorben und auch der Schreiber dies hatte sein Domizil anderswo aufgeschlagen — erhielt er einen Brief aus Amerika, der besagte, daß ihm eine größere Erbschaft zugefallen sei — von einem Onkel oder von seinem eignen Vater, ich weiß es nicht mehr. War das eine Ueber- raschung, ein Glück für unsern braven Gottfried! Wer beneidete ihn nicht! Aber man gönnte ihm die Freude; denn er hatte bisher nicht viel vom Füllhorn irdischen Glückes gekostet! Von diesem Ereignis, das dem braven Burschen widerfahren, hatte auch eine gewisse Kellnerin gehört. Diese machte ihm nun geflüffentlich die Honneurs, den Hof. Das schmeichelte unserm guten Gottfried, der ohnehin an ihr schon Gefallen gefunden. Es kam zu einem Liebesverhältnis — ein Taubstummer mit einer Hörenden! Das war nicht ganz ohne! Bald liefen beide Glücklichen im Ehehafen ein — wozu auch warten, bis das reiche Erbe da war. Es mußte ja kommen über kurz oder lang; man konnte sich ja für den Anfang mit wenigem begnügen, es konnte, wenigstens für die erste Zeit, auch „ohne“ gehen. Doch schließlich wurde des Wartens zu lange; man lief zum Notar. Dieser versprach sein Bestes in der Sache tun zu wollen. Wieder vergingen Tage, lange, lange Tage, in denen das junge Ehepaar zwischen Furcht und Hoffnung lebte, bis es sich zu allem Kummer endgiltig herausstellte, daß an der ganzen verheißungsvollen Geschichte nichts war! Welcher Schlag für unsern armen Gottfried, der inzwischen Vater geworden war! Die wenigen Sparbaken waren längst hin und der Gesellenlohn reichete natürlich nicht aus, um eine



Drei Brieffköpfe nach Zeichnungen des verstorbenen Lithographen Joh. Rutschmann (siehe Nr. 12 im Jahrgang 1918, Seite 94—95). Ein Bild stellt den Bundespalast in Bern dar. — Das durchstochene Ohr ist auf der Fahne des früheren „Schweizerischen Taubstummenevereins“ abgebildet und erinnert an ein Buch, welches das Leben des gehörlosen Naturforschers F. S. Bremi, geb. 1791, gest. 1857, schildert und den Titel trägt „Das durchstochene Ohr“ (1871). Diesen Ausdruck entnahm der Verfasser der Bibel, nämlich 2. Mose, 21, 6: „So bringe ihn (den Knecht) sein Herr vor die Götter und halte ihn an die Tür oder Pfosten und bohre ihm mit einem Priemen durch sein Ohr, und er sei sein Knecht ewig.“

Familie zu ernähren, geschweige zu erhalten. Da verfiel er auf die Idee, sich selbständig zu machen; denn er war wirklich ein guter Arbeiter. Doch auch hier haperte es bedenklich; es wollte einfach nicht gehen, wie er gehofft und wie er es sich vorgestellt hatte. Umso größer aber wurde die Not, der milde Hände auf allerlei Weise zu steuern versuchten. Da kam das ärgste: der arme Gottfried verfiel in Krankheit und Siechtum und inmitten dieser Verzweiflung am Leben starb er, er, der einst so stark und unbeugsam war. . . . Fürwahr, eine seltsame Verkettung: arm, bettelarm geboren und wiederum arm und abgehärmt aus dieser Welt zu scheiden!

Allerlei aus der Taubstummewelt

St. Gallen. Taubstummrentouristenklub. Am Sonntag den 30. März fand unsere General-

versammlung statt, an welcher nur vier auswärtige wohnende Mitglieder abwesend waren, wegen plötzlichem Schneefall. Der Vorsitzende, Herr Mesmer, entbot allen Anwesenden den Willkommensgruß. Seiner kurzen Ansprache ist zu entnehmen, daß wir im verflossenen Jahr von der Grippe verschont geblieben sind und viele schöne prachtvoll, stets in Erinnerung bleibende Bergtouren gemacht haben. Das Protokoll und die Jahresrechnung fanden unter bester Verdankung die Genehmigung. Der Vorstand wurde für eine neue Amtsdauer bestätigt.

Wir machen allen Schicksalsgenossen bekannt, daß auch abstinente Taubstumme zum Beitritt eingeladen werden, um auch unsere schönen Alpen kennen zu lernen, um sich an der Schöpfung Gottes zu erfreuen.

Der Aktuar: Ernst Brunner.

Schaffhausen. Erlebnisse eines taubstummen Soldaten. Emil Auer, der in der Schweiz